

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Der 7. Oktober / Upton Sinclair: Vorwort zum Roman „Boston“ / Richard Floch: Volkes Stimme ist Gottes Stimme oder: Üb' immer Konsequenzlichkeit / Therese Neumann (Konnersreuth): Authentischer Bericht über die Kleidung Marias bei ihrer Himmelfahrt / Ich versuche mich als Märchenerzähler

Nachdruck verboten

Preis 60 Groschen

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
JAKOMINIGASSE 38.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats

DAS NEBELHORN

Nr. 44

15. Oktober 1928

II. Jahr

Der 7. Oktober

ist vorüber. Eine Balkanoperette ist zu Ende. Österreich hat die Revolution gehabt, die es verdient. Zu der Zeit, die für ihren Beginn festgesetzt worden war, regnete es nicht; sie fand also statt. Sie war angesagt und verlief daher unblutig. Ja, sie war geradezu mit dem Dr. Unblutig verwandt, denn die Heimwehren wollten mit ihr die marxistischen Gehirnhühneraugen kurieren und die Marxisten die heimatschützerischen. Die Folge dieser Behandlung dürfte eine merkliche Vergrößerung beider gewesen sein.

Daß Revolutionen im Wasser löslich sind, wurde aber doch auch hier wieder bestätigt. Der Chronist berichtet darüber:

Während des Abmarsches setzte Regen ein. Infolgedessen flüchtete ein großer Teil der Zugsteilnehmer unter Lauben.

Diese Verwirrung benützten die Kommunisten. Die Behörden hatten sich zwar alle Mühe gegeben, Ruhestörungen zu verhindern und zu diesem Zwecke die gesamte kommunistische Partei verhaftet. Einige Mitglieder waren aber doch übersehen worden und benützten die günstige Gelegenheit, eine andere chemische Verbindung einzugehen. Denn ein Kommunist ist in Österreich eine chemische Verbindung zwischen einem Menschen (M), tausend Flugblättern (F_{1000}) und einer Gewalt, die gerne fünfundzwanzig austeilten möchte (G_{25}), die aber durch einen Zusatz polizeilicher Aufsicht (Po) in eine im großen und ganzen harmlose, amorphe Masse verwandelt wird, deren Formel lautet $MF_{1000}G_{25} + Po$. Gibt es aber einen Platzregen, dann verbindet sich

normalerweise die Polizei (Po) mit dem Wasser (H_2O) zu H_2OPo und entweicht unter Lauben, so daß Mensch, Flugblätter und Gewalt unter revolutionärem Getöse frei werden und einen Wirbel beginnen können. Diesmal aber hatten die Kommunisten ihre Rechnung ohne den unsichtbaren Wirt gemacht, der Österreich im Sinne der Hebung des Fremdenverkehrs regiert. Denn es waren im Staatslaboratorium Vorbereitungen getroffen worden, die die Wasserlöslichkeit der polizeilichen Ordnung auf ein Minimum herabgesetzt hatten. Diese Vorbereitungen waren folgende:

1. Hatte man durch das Wasser, das in der Presse wochenlang vorher über den 7. Oktober gemacht worden war, die Empfindlichkeit gegen Regenwasser beinahe aufgehoben.

2. Wurde aus Wiener-Neustadt berichtet:

Die städtische Sicherheitswache hat in den letzten Tagen auf der Militärschießstätte Schießübungen abgehalten und wird am 6. und 7. ebenfalls mit Mannlichergewehren und Bajonetten ausgerüstet sein.

3. Hat ein österreichischer Clausewitz folgenden kriegerischen Witz gemacht:

Eine Motorhaubitze ist in Fischau auf einer Anhöhe mit Ausschuß gegen Wiener-Neustadt aufgestellt.

Und da überdies der ausgerechnet christlichsoziale Kriegsminister Vaugoin die Schlachtordnung inspiziert und Auftrag gegeben hatte, vor Eröffnung der Feindseligkeiten ja das Gebet vor der Schlacht nicht zu vergessen, konnte es am Erfolge nicht fehlen. Trotzdem wurden die gegen Regenwasser immunisierten kriegerischen Vorbereitungen durch die Aufregung der beteiligten Kinder, die sich an dem Spiel „Wir spielen Bürgerkrieg“ vergnügten, gestört:

In Wiener-Neustadt ist heute ein Schuß gefallen, glücklicherweise ohne schlimme Folgen. Beim Schultern des Gewehres ging einem Soldaten die Waffe durch Zufall los, was einiges Aufsehen hervorrief. Verletzt wurde niemand.

Bei den Behörden war die Anzeige erstattet worden, daß auf dem Turnplatz vom Deutschen Turnverein 42 Kisten Munition eingelagert seien. In Anwesenheit einer Kommission wurden die Kisten geöffnet; es stellte sich heraus, daß sie Kaffeeschalen enthielten und zum Ausschank von schwarzem Kaffee an die Heimwehrleute bestimmt sind.

Die Streitkräfte, die einander gegenüberstanden, waren der Republikanische Schutzbund und der Heimatschutz. Die Angehörigen des einen schützen die Republik, die Angehörigen des andern die Heimat — ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß Heimat und Republik noch lange nicht zu identischen Begriffen geworden sind, obwohl heuer am 12. November der zehnte Geburtstag der Republik gefeiert werden soll. Wie alt jedoch die Heimat ist, weiß niemand. Nur soviel ist sicher: die Heimat ist ein Ding, das lediglich dazu da ist, immerwährend in Gefahr zu sein und geschützt werden zu müssen. Denn womit sollte man sonst die jungen Leute, die bei Nacht fensterln gehen, bei Tage beschäftigen? Und wovon sollten die starken Naturen, die sich zu Führern berufen fühlen, weil sie sich selbst dazu auserwählt haben, leben? Die Konstruierung von Gegensätzen zwischen den anderen macht diesen politischen Ausbau- und Vertiefungsingenieuren erst das Leben lebenswert. Und während draußen die Genasführten demonstrieren, in Wut die Fäuste schütteln und durch einen vieltausendköpfigen Kordon von Artillerie, Kavallerie, Infanterie und Polizei auseinandergehalten werden müssen, sitzen die Führer im Café und sind heiter.

In der neutralen Zone war die Stadt fast menschenleer, man sah nur Funktionäre der beiden Parteien, die einander friedlich, fast könnte man sagen freundschaftlich begegneten. (In einem hinter der Demarkationslinie gelegenen Kaffeehaus wurde eine freundschaftliche, fast heitere Unterredung zwischen Mataja und General Körner beobachtet und viel besprochen.)

Das ist nicht weiter verwunderlich, denn man kann ja auch über die absolute Nützlichkeit von Meinungs-

verschiedenheiten zwischen den anderen einer Meinung sein. Und die Führer können sich den Luxus der Ehrlichkeit wenigstens im Kaffeehaus leisten, solange die Zeitungen, die im Kaffeehaus auflügen, den Schwindel verzapfen.

Die Leitung des niederösterreichischen Heimatschutzes hat bereits einen Aufruf an die Hausbesitzer erlassen, in dem diese ersucht werden, die Häuser der Straßen zu beflaggen, durch die der Zug der Heimwehren geht.

Die Folge dieses Aufrufes war die, daß sogar ein bürgerliches Blatt, wie die Grazer Tagespost, berichten mußte:

Namentlich in den Straßen, durch die die Heimwehren aufmarschierten, haben die Sozialdemokraten demonstrativ rot beflaggt.

Das rote Fahnentuch ist in Wiener-Neustadt ausverkauft.

Aber was scheren sich die mit Hahnenschwanzfedern geschriebenen Blätter um Tatsachen! Politik macht bekanntlich farbenblind, und die Grazer Montagszeitung schildert die Sache so:

Das Bürgertum der allzeit getreuen Stadt hat den tiefen Sinn des Aufmarsches erkannt und ihm unverhohlen seine Sympathien zugewendet. Das zeigte die reiche Beflaggung. Kein Haus gab es in der inneren Stadt, von dessen Giebel nicht Fahnen in den österreichischen, den Farben der Bundesländer die Heimwehren begrüßt hätten. Nur auf den städtischen Gebäuden wehte die rote, marxistische Fahne.

Ein Börsenblatt hinwiederum, das gar nicht gut auf die Sozialdemokraten zu sprechen ist, die Wiener Sonn- und Montagszeitung berichtet:

Der Zug der Heimwehren bewegte sich durch die vereinsamen Straßen, vom Turnplatz aus über den Hauptplatz und auf einigen Umwegen an der Akademie vorbei.

die Grazer Montagszeitung aber jubelt:

Kurz vor 9 Uhr vormittags wurde durch Lautsprecher der Aufmarsch verkündet. Trompetensignale ertönten. In strammer Haltung harreten die einzelnen Kompanien ihres Aufrufes. Punkt $\frac{1}{4}$ 10 Uhr verließ die Spitze des Zuges den Festplatz zum Ab-

marsch durch die Stadt. Schon als die ersten Heimwehrguppen vom Festplatz aus in die Straßen der Stadt, die zu beiden Seiten von einer mehrreihigen Zuschauermenge besetzt wurden, einbogen, wurden sie von der Bevölkerung jubelnd begrüßt. Die stramm dahermarschierenden Verbände gingen unter einem wahren Blumenregen die Feststraße entlang, den sie mit herzlichen Heilrufen erwiderten.

Wahr an der ganzen Sache dürften vermutlich nur die „herzlichen“ Heilrufe gewesen sein. Denn ein herzlicher Heilruf ist etwas so Unausdenkbares, daß seiner Verwirklichung in diesem Tohuwabohu von Unausdenkbarkeiten wahrscheinlich nichts im Wege gestanden ist.

Je weiter die Stunde vorrückte, desto irrsinniger wurde die Atmosphäre. Der Vizebürgermeister von Wiener-Neustadt namens Meixner

erinnerte an die Worte des ehemaligen Staatskanzlers Doktor Renner, daß jeder Staatsbürger die Freiheit seiner Gesinnung haben müsse. Das allein verlange die Heimatwehr, die sich zur freien demokratischen Republik bekenne.

Diese Nachricht dürfte die Teilnehmer an der Grazer Friedensversammlung vom 1. August (siehe Nr. 40, Seite 2 ff.) überraschen, in der die Heimatwehr mit Bierkrügeln nach andersgesinnten Frauen warf und einem indischen Delegierten mit einem Prügel den Unterarmknochen abschlug. Und zwar unter dem Kommando ihres steirischen Landesstabsleiters. Aber diese Nachricht ist noch gar nichts gegen das Geheimnis, das dieser famose Vizebürgermeister im weiteren Verlauf seiner Rede preisgab:

Die Heimatwehren wollen die sozialen Errungenschaften der Arbeiter nicht nur erhalten, sondern noch ausbauen.

No, und vertiefen wollen sie gar nix? Wozu ist denn dann die Alpine Montangesellschaft unterstützendes Mitglied der Heimatwehr geworden, wenn die sozialen Errungenschaften der Arbeiter bloß ausgebaut werden sollen? Wo sich doch die ganze Gesellschaft schon so

aufs Vertiefen gefreut hat! Ich glaube, sie wird angesichts solch halber Arbeit ihre Subvention auch auf die Hälfte herabsetzen, und auch der Dr. Pfriemer wird Unannehmlichkeiten haben, denn er hat doch bloß gesagt:

Heimat, Volk und Schwert sind die besten Himmelsgaben und hat die sozialen Errungenschaften der Arbeiter, die die Heimwehr ausbauen will, mit Recht nicht erwähnt, weil sie keine Himmelsgaben, sondern bloß Gaben der sozialdemokratischen Partei sind.

Den Gipfel aller Gipfel aber hat — wie sich's auch gehört — der Generalissimus der Heimwehren, Doktor Steidle, erklimmt. Er sagte in seiner Rede unter anderem:

Man hält uns vor, das Auftreten gegen die marxistische Weltordnung in Österreich bedeute den Bürgerkrieg, und man möchte uns nur allzugerne als Friedensstörer stempeln. Ich frage: wer hat das Wort vom Klassenkampf, dem Krieg der Bürger gegen den Bürger, erfunden?

Die Entdeckung, daß der Klassenkampf auf einer Erfindung beruhe, ist wohl allein die 30 Milliarden wert, die der 7. Oktober gekostet hat. Man sehe sich daraufhin nur zum Beispiel die „Weber“ von Gerhart Hauptmann an: wie da Bürger und Bürger friedlich miteinander hausen und wie sich dann plötzlich einer hinsetzt und den Klassenkampf erfindet.

Aber selbst dieser Überblödwitz eines Mannes, der heute in Österreich schon so sehr die erste Geige spielt, daß in Baden Kommunisten wegen Hochverrates verhaftet werden konnten, weil sie an einer Versammlung „gegen die Fascisten“ teilgenommen hatten; selbst diese ungeheuerliche Lüge, die den Klassenkampf als Erfindung bezeichnet, den Klassenkampf, der aus dem Anblick des Hinsiechens von Kindern geboren wurde, die in der Sturm- und Drangperiode des Kapitalismus täglich 12—14 Stunden in Fabriken arbeiten mußten, den Klassenkampf, der nur eine Folge

des Hungers, des Elends, der Ausbeutung und der Verzweiflung ist, selbst diese Schweinerei wird noch durch die Nachricht übertroffen, die uns endlich, endlich den Namen jener bisher anonymen Autorität verrät, deren Walten wir täglich bis auf die Knochen spüren müssen:

Von Wien aus hatten sich Landesamtsdirektor Dr. Kastner und Oberregierungsrat Karwinsky nach Wiener-Neustadt begeben und man konnte sie überall dort sehen, wo irgendein Anlaß ein eventuelles Eingreifen der Autorität notwendig hätte machen können.

Kastner & Karwinsky also heißt die Firma! Nun ist alles klar!



Upton Sinclair: Vorwort zum Roman „Boston“ *

Der Entschluß, diesen Roman zu schreiben, wurde am 22. August 1927, um 9 Uhr 30 Minuten abends, gefaßt. Den Anlaß bot eine telephonische Nachricht von einer Zeitung, Sacco und Vanzetti seien tot. Es schien dem Verfasser, daß die Welt die Wahrheit über den Fall werde erfahren wollen, und seine Annahme erwies sich als richtig, denn eine Flut von Telegrammen und Briefen ergoß sich über ihn aus fünf Weltteilen und forderte ihn auf, das zu tun, wofür er sich schon entschlossen hatte.

Ein „zeitgenössischer historischer Roman“ ist eine ungewöhnliche Kunstform und bedarf wohl der Erklärung. Was die beiden Personen, Nicola Sacco und Bartolomeo Vanzetti, anlangt, ist dieses Buch keine Dichtung, sondern ein Versuch, Geschichte zu schreiben. Alles was sie im Roman tun, haben sie wirklich getan; ihre Äußerungen sind Briefen oder Mitteilungen ihrer Freunde und Widersacher entnommen. Ebenso erscheinen ihre Freunde und Gegner in eigener Person und unter ihrem richtigen Namen.

Die Handlung über das Geschäftsleben und die Hochfinanz, die mit dem Fall Sacco und Vanzetti parallel läuft, ist ein Ausschnitt aus der zeitgenössischen Geschichte Bostons. Man wird in ihr einen berühmten Fall erkennen, der in jüngster Zeit den Obersten Gerichtshof beschäftigte. Die Personen aber, die in diesem Melodrama des Bankwesens agieren, sind erfunden, oder doch so verändert in Charakter, äußerer Erscheinung und Familiengeschichte, daß niemand in seinen Gefühlen verletzt werden wird. Es ist eine einzige einfache Regel bei der Lektüre des Buches zu beobachten: die Figuren,

* Dieser Roman, der den Fall Sacco und Vanzetti behandelt, wird voraussichtlich im Frühling 1929 in deutscher Sprache erscheinen. (Anm. d. Herausgebers.)

die bestimmten Personen entsprechen, tragen deren Namen, während Figuren mit erfundenem Namen keine reale Entsprechung haben.

„Cornelia“ ist eine wirkliche Gestalt, wiewohl sie mit dem Fall Sacco und Vanzetti nichts zu tun hatte. Sie ist 82 Jahre alt und eine alte Freundin von mir. Als Sechzigjährige lief sie ihren Bostoner Verwandten davon, was ich beschrieben habe, und als sie mir zuerst ihre Geschichte erzählte, rief ich aus: „Die flüchtige Großmutter! Ich werde das einmal zum Gegenstand eines Romanes machen!“ Als meine Heldin die ersten sechs Kapitel gelesen hatte, schrieb sie mir: „Lieber und Treuer! Es hat meine Gedanken gewendet. Ich ärgerte meine ganze Nachbarschaft, indem ich die Mitternachtslampe brannte, bis ich die Flucht Corneliens und ihrer bewunderungswürdigen Betty zu Ende gelesen hatte. Ich erkenne viele familiäre Typen in dem Spiegel, den sie den Blaublütigen Bostons vorhalten.“

Der Verfasser ist seit 25 Jahren öfter in Boston gewesen. Seine ersten Besuche galten dem Roman „Manassas“ und führten zu Begegnungen mit den Helden aus Bostons alter Zeit, wie Thomas Wentworth Higginson, Frank B. Sanborn, Julia Ward Howe. Spätere Besuche betreffend „The Brass Check“, „The Goose-Step“ und „Oil“ brachten mit sich eine Veränderung des Standpunktes, der für Geschichtsforscher nicht ohne Interesse ist. Indes soll gleich eingangs erwähnt werden, daß alles Große in Boston in dem Roman seine verdiente Beachtung findet. Die Urheber des Ruhmes dieser Stadt sind niemals deren Herrscher gewesen; dies war immer nur eine „qualifizierte Minorität“, die noch heute besteht und tätig ist.

Die Arbeit wurde nicht im Geiste des Hasses durchgeführt. Im Gegenteil, der Verfasser gedenkt mit einem Gemisch von Dankbarkeit und Belustigung jener Bostoner Beamten, die für „Petroleum“ eine Reklame mach-

ten, die einige Male um die Welt lief. Ihnen verdankt er es, daß er seinem Drucker fast nichts mehr schuldet, zum ersten Male in den 25 Jahren seiner Tätigkeit als Verleger seiner eigenen Arbeiten. Hier wurde ein ehrlicher Versuch gemacht, einen Gesellschaftskomplex so darzustellen, wie er ist. Die Erzählung hat keinen Helden als die Wahrheit, und ihre Heldinnen sind zwei Frauen, eine alt, die andere jung, die eifrig nach der Wahrheit streben:

Das vollständige offizielle Protokoll über den Fall Sacco und Vanzetti wird bald in sechs Bänden erscheinen. Ich hätte gerne durch dieses Protokoll alles, was mit dem Prozeß zu tun hat, kontrolliert. Leider waren aber einige Dokumente zur Zeit meines Arbeitens nicht zugänglich. Ich hatte die 3900 Seiten des Untersuchungsprotokolls von Dedham, doch wurde mir das von Plymouth, von dem nur eine Abschrift existierte, vorenthalten. Ich habe meine Erzählung kontrolliert durch viele Dokumente, die vom Protokoll herkommen, und ließ das Manuskript von etwa einem Dutzend Personen lesen, die den Fall durch acht Jahre studiert hatten. Ich habe jede Behauptung, die bezweifelt worden ist, weggelassen und der Roman enthält keinen Irrtum von wirklicher Bedeutung. Es ergibt sich so, daß es das Wichtigste im Hinblick auf den Fall Sacco und Vanzetti ist, daß man weiß, nicht was ein bestimmter Zeuge behauptete, sondern wie er überhaupt dazu kam, etwas zu behaupten. Wer meine Geschichte aufmerksam liest, wird die Bedeutung dieser Bemerkung erkennen. Es ist sonderbar und lächerlich — aber buchstäblich wahr, daß man aus dem Roman mehr Verständnis für den Fall gewinnen kann als aus allen den 6000 Seiten, die bald mit großem Aufwand erscheinen werden.

Ich bin James Fuchs und Floyd Dell zu Dank verpflichtet für wertvolle literarische Kritik und ebenso vielen Bostonern und Ex-Bostonern für Rat und Hilfe. So viele von ihnen ziehen es vor, ihren Dank privat

zu empfangen, so daß ich mich auf diese allgemeine Bekanntmachung beschränke.

Ebenso bedarf ich der Verzeihung von Personen, die im Prozeß tätig waren und deren Briefe und Berichte ich plagiiert habe, um sie meinen erfundenen Charakteren zuzuschreiben. Außerordentliche Berichte — man sage nicht, daß die Romantik aus der Welt verschwunden sei. Ebenso möge sich kein Schriftsteller, der seine Stoffe erfindet, einbilden, daß seine Erfindungskräfte rivalisieren können mit denen des „großen Novellisten“, der Geschichte macht.

P. S. Da dies Buch zum Druck geht, wird der erste Todestag Saccos und Vanzettis in der ganzen Welt gefeiert. In Boston wird eine kommunistische Versammlung durch die Polizei vereitelt, die dem Besitzer des Lokals mit der Annullierung der Lizenz droht. Eine Versammlung, die durch das Sacco-Vanzetti-Komitee einberufen wurde, findet statt und einige Tage später erhält die Polizei einen Haftbefehl gegen einen der Redner, Doktor Horace M. Kallen, einen ganz ausgezeichneten Verfasser von philosophischen Schriften, doctor philosophiae der Universität Harvard, ehemals Vortragender an derselben und nun Professor an der neuen Schule für soziale Forschung in New York. Dieser jüdische Gelehrte wurde von der Polizei „eingeladen“ unter der Beschuldigung der „Gotteslästerung“, begangen durch die Äußerung der Meinung, daß „wenn Sacco und Vanzetti Anarchisten sind, es ebenso Jesus Christus, Sokrates und viele Andere seien“.

Das Gesetz Massachusetts gegen Gotteslästerung stammt aus dem Jahre 1640 und bestimmte ursprünglich die Todesstrafe, die später in Gefängnis umgewandelt wurde. Einige Tage nach dem Erlaß des Haftbefehls intervenierte ein Richter, der Sinn für Humor besitzt, indem er den Haftbefehl „zur weiteren Verfügung“ zurückzog, eine anständige Bostoner Art, um einen Gegen-

stand fallen zu lassen. Aber der Zwischenfall beleuchtet den sonderbaren Zustand einer Stadt, in der ehemalige puritanische Gesetze von der römischen Hierarchie übernommen wurden und nun von einem „weltlichen Arm“ der irisch-katholischen Bonzen durchgeführt werden. Der Zusammenhang dieses Zwischenfalls mit dem Fall Sacco und Vanzetti wird von denkenden Lesern wohl vermerkt werden.

(Autorisierte Übersetzung von Rudolf Geist, Wien)

Volkes Stimme ist Gottes Stimme
oder
Üb' immer Konsequenzlichkeit!

Personen:

Der Gebildete (sofort an der neuhochdeutschen Ausdrucksweise erkenntlich).

Der Ungebildete (weil er im Dialekt spricht).

Der Zwischenrufer (der immer den Kren dazu gibt).

Der naive Kritiker mit dem guten Gedächtnis (von ihm weiß man nicht, ob er gebildet ist oder nicht).

Noch einige Dazwischenrufer.

*

Alle Personen sind Angestellte beim Arbeitslosenamt Wien, d. h. sie sind angestellt und warten auf die Unterstützung.

Der Ungebildete (tritt ein): O, Habedere, Gundag, na wie gehts Ihna ollerweul?

Der Gebildete: Danke, schlecht. Uns blüht ja kein grüner Zweig mehr.

Der Kritiker (denkt sich): Seit wann blühen grüne Zweige?

Der Ungebildete: Jo, jo, ham scho recht; ma muß si ollerweul giften.

Der Gebildete: Ja, denken Sie, gerade mußte ich mich wieder ärgern. Da ist mir jemand in der elektrischen Tramway so heftig auf den Fuß gestiegen . . .

Der Ungebildete: Uje, des is unangenehm, no jo, Heaneraugen tan sehr weh, jo . . .

Der Gebildete: Glauben Sie, dem Mann wäre eingefallen, sich bei mir zu entschuldigen? „Können Sie sich denn nicht benehmen, Herr!“, habe ich ihm sofort gesagt. „Man entschuldigt sich doch wenigstens.“ Hätten Sie gesehen, welche Schnauze mir der Mann angehängt hat! Ich hätte noch bißchen warten sollen, hat er gesagt, dann hätte er sich ohnedies entschuldigt, also was sagen Sie da dazu? „Ich verzichte auf Ihre Entschuldigung, geben Sie lieber besser acht!“ hab' ich ihm gesagt. Na, ich hab's ihm ordentlich gesagt.

Der Kritiker (denkt sich): Wozu wollte er zuerst doch die Entschuldigung?

Der Gebildete: So ein ungebildeter Flegel! Wissen Sie, das ist doch unglaublich, was sich Menschen heutzutage herausnehmen. Wirklich unglaublich! Na, ist ja kein Wunder bei diesen verrohten Sitten. Da veranstalten sie Aufmärsche und schlagen sich dann die Schädel ein, statt sich im Parlament ruhig auszusprechen!

Der Zwischenrufer (nickt): Jo, i sogs a immer: Zu was brauchn mir a Politik.

Der Ungebildete: Solln sa si meinetwegen die Schäd einschlogn, die Gsöllschaft. Mir ham nix zan fressen und dö mochn in aner Tur Aufmärsch. Des is do zu bled!

Der Zwischenrufer (nickt): Statt aner Wirtschaftspolitik!

Der Kritiker (denkt sich): Grad hat er gesagt: Zu was brauchen wir a Politik?

Der Gebildete: Ja, da werden die Leute aufgehetzt gegeneinander und blind gemacht . . .

Der Ungebildete: Wos blind? Nix blind, teppert werns gmocht, Sand wird eana in d' Augn gstreut . . .

Der Zwischenrufer: Nix wie Politik!

Der Ungebildete (aufgeregt): Jo!

Der Gebildete: Ja, es ist gräßlich! Die Herren Führer, die Bonzen, ich muß mich schon so ausdrücken, fressen und saufen sich an auf unsere Kosten und dem Volk werden Mätzchen vorgemacht.

Der Ungebildete (wie oben, aufgeregt): Freulich! Nur d' Leit aufhußn! Obs Schworze san oder Rote, olle sans gleich!

Der Zwischenrufer (nickt): Natürlich. Lauter Politiker!

Der Gebildete: Geschieht ihnen recht! Wenn die Menschen so dumm sind und sich von den Parlamentariern am Gängelband führen lassen! . . .

Der Kritiker (denkt sich): Ich dachte, man soll sich im Parlament ruhig aussprechen?

Der Gebildete: Also, ich meine, eine Führung muß da sein, die die Zügel in der Hand hat. Man soll im Parlament friedlich verhandeln . . .

Der Kritiker (kennt sich nicht aus).

Der Zwischenrufer: Gewiß, a ordentliche Politik!

Der Kritiker (kennt sich schon wieder nicht aus).

Der Ungebildete (wild): A storke Hond ghörat her, die amal Urdnung mocht!

Der Zwischenrufer (nickt): A Diktator, jawoll!

Der Ungebildete (wie oben, wild): Doo sollt ma amol urndli einipfeffern! Von mir aus kennans des ganze Parlament von om bis unt anzinden. Mir liegat gor nix dron!

Der Gebildete: Sollen sie lieber das Geld, was der ganze parlamentarische Schwindel kostet, für die Arbeitslosen verwenden, das wäre vernünftiger!

Der Kritiker (denkt sich): Also doch kein Parlament!

Der Gebildete: Es ist wirklich kein Wunder, wenn das Volk wild wird und aufmarschiert. Es wird einem ja doch zu dumm. Die größte Geduld nimmt ein Ende!

Der Ungebildete: No, des is do klor. Wonn die Leit nochdem Pfui! schrein, pfefferns in eana eini. Solln s' as schrein lossn, mei Gott! Hätt ma heit net neinzg Tote!

Der Zwischenrufer (nickt): Die verfluchte Politik!

Der Kritiker (denkt sich): „Ka ordentliche Politik!“

Der Ungebildete: Is jo woahr! Z' fressen homs nix, d' Leit. Is do a Wunda, wonns rebellisch wern?

Ein Kommunist: Sehr richtig!!

Ein Hakenkreuzler: Aber gehnsl

Der Gebildete: Übrigens darf man nicht vergessen, daß wir in einer demokratischen Republik leben. Gleiches Recht für alle. Schließlich haben die andern, die Heimwehr, auch das Recht, zu demonstrieren.

Ein Hakenkreuzler: Sehr richtig!

Ein Kommunist: Aber gehns!

Der Ungebildete: No, so sollns halt demonstrieren. Richten eh nix aus. D' Roten san jo in da Übermocht, die werns eana scho zagn.

Der Kritiker (denkt sich): Also wird man doch „einipfeffern“?

Der Gebildete: Aber das Vernünftigste wäre, die Sozialdemokraten kämen überhaupt nicht hin! Die Fascisten könnten sich totschreien; wenn niemand da ist, kann man niemand provozieren, folglich könnte es keine Zwischenfälle geben.

Ein Kommunist: Das wäre Feigheit!

Ein Sozialdemokrat: Überhaupt sind wir dort zu Hause!

Ein Hakenkreuzler: Aber gehts!

Der Ungebildete: War eh gscheiter! Sollns daham bleim, statts Soldaten spüln. Ham an Famüllli zaus. Solln sa si lieba kimmern, doß wos zfressn hom!

Der Kritiker (denkt sich): Ich dachte, wenns nix z' Fressn ham, is ka Wunder, wenns rebellisch wern?

Der Zwischenrufer (nickt): A orndliche Politik braucheten mir!

Der Gebildete: So was ist eben nur in Österreich möglich. Weil wir so eine Regierung haben!

Ein Sozialdemokrat (schnippisch): Herr Bundeskanzler Seipel. Der Prälat ohne Milde!

Der Zwischenrufer (nickt): Weg mit da Politik!

Der Kritiker (denkt sich): Also brauchen wir ka orndliche Politik?

Der Gebildete: Also, ich sag's ja immer. Keiner ist besser. Alle durch die Bank sind sie gleich! Das ganze Parlament ist für die Katz!

Der Kritiker (denkt sich): Und ich dachte, man soll im Parlament verhandeln.

Der Ungebildete: Wos waß denn so a Bangdirekta oder a Professa, was Hunga hast. Hauptsoch er hot an gfülltn Bauch!

Der Kritiker (gewissenhaft): Nicht immer!

Der Ungebildete: Die Andern könnan si meinswegn aufhängn. Und des Volk is derortich bled und bleibt schen stad, statts daß es eana amol zagerten und aufmarschieren!

Der Kritiker (unvorsichtigerweise laut): Aber „es war do gscheiter, wonns daham bleiberten, statt Soldaten spüln“!

Der Ungebildete: Ober redns nix zomm! Wer hot lhna überhaupt um lhna Manung gfrogt?

Der Gebildete: Mein Gott, die Leute mischen sich in Dinge ein, die sie gar nicht bekümmern!

Der Kritiker (denkt sich): Kümmert's mich nichts? Kümmert's mich was?

Der Gebildete: Überhaupt soll man nie von der Politik zu reden anfangen. Ich finde das ungehörig!

Der Kritiker (denkt sich): Warum hat er denn nur angefangen?

Der Ungebildete: Und mir, wenn aner von Politik kummt, i gib eam iberhaupt nia a Antwort!

Der Kritiker (indem er verdutzt abgeht): Weshalb hat er ihm nur geantwortet?

Ende?

Richard Floch (Wien).

Therese Neumann (Konnersreuth): Authentischer Bericht über die Kleidung Mariäs bei ihrer Himmelfahrt

Am Feste Maria-Himmelfahrt sah Therese drei Szenen aus den Ereignissen des Tages. Im ersten Bild schaute Therese den Tod Mariens. Dieser erfolgte in einem Gemach neben dem Abendmahlsaale in Jerusalem. Alle Apostel waren anwesend bis auf Jakobus den Älteren, der um jene Zeit schon tot war, und Thomas. Der heilige Johannes drückte Maria die Augen zu. In einem zweiten Bilde sah Therese dann die Bestattung Mariens. Diese nahmen die Apostel bald nach dem Tode vor. Ihr Leib wurde vom Sterbebette weg in der Unterkleidung in zwei Leintücher gehüllt, in ein großes der Körper, der Kopf eigens in ein kleineres. Das Grab Mariens war der Beschreibung Theresens nach ein sogenanntes Bankgrab, wie auch das Grab Jesu ein solches gewesen war. Das heißt, der Leichnam wurde auf eine in den Grabfelsen ausgehauene Erhöhung gelegt wie auf eine Bank, also nicht einfach auf den Boden hin. Verschlossen wurde das Grab Mariens nicht mit einem Steine, sondern mit einer Schubtüre. Die Auferstehung Mariens war ganz anders als die Auferstehung Christi. Christus war durch den Felsen emporgeschwebt ohne die Unterstützung von Engeln, also aus eigener Kraft. Zu Maria aber kamen zwei lichte Gestalten vom Himmel, zwei Engel. Sie öffneten die Türe zum Grabe und gingen hinein. Dort faßten sie Maria unter den beiden Armen und kamen mit ihr zur Türe heraus. — — — — Als Maria außer dem Grabe war, erhoben sich die Engel mit ihr in die Luft, aber so, daß sie Maria kräftig unter den Armen stützten. Maria wurde so, eine Wolke unter ihren Füßen, von den Engeln emporgetragen, während Christus in eigener Kraft frei aufgeschwebt war, als sei das für ihn ganz natürlich. Die Engel hatten Maria schon in eine ziemliche Höhe emporgetragen, als ihr aus dem Himmel Christus mit einer großen Schar freudig jubelnder Engel unter den herrlichsten Gesängen und der wunderbarsten Musik entgegenkam. Christus trug dieselbe Kleidung wie bei der Auferstehung. Er nahm seine jungfräuliche Mutter aus den Händen der Engel in Empfang, und dann umging bald alle eine leuchtende Wolke. — Als drittes Hauptereignis sah Therese die Entdeckung der Himmelfahrt Mariens durch die Apostel. Aber nicht die Himmelfahrt entdeckten die Apostel, sondern den Umstand, daß das Grab offen sei. Da eilten sie herbei, um das Grab zu untersuchen. Sie gingen hinein und fanden das Grab leer. Die beiden

Leinentücher waren da. Als die Apostel aus dem Grabe wieder herauskamen, besprachen sie sich voll der größten Angelegentlichkeit. Dabei deuteten sie immer wieder zum Himmel hinauf. Schließlich sind die Apostel überzeugt und machen sich auf den Weg, um nach Jerusalem zurückzukehren. Währenddem kommt ihnen Thomas entgegen. Die übrigen Apostel reden auf ihn ein, aber Thomas schüttelt hartnäckig den Kopf und will offenbar nicht glauben, was ihm die anderen sagen. Da kehren die Apostel mit ihm noch einmal um und weisen ihm alles. Nun glaubt auch Thomas.

Bitte, das ist nicht am Ende von mir erfunden, sondern ist ein Bericht aus einer in Basel erscheinenden christkatholischen Zeitschrift, die den sonderbaren militärisch-religiösen Titel „Die Schildwache, Herold des Königiums Christi“ führt. Ich halte diese Vision für zweifellos authentisch. Der Satz: „Christus trug dasselbe Kleid wie bei der Auferstehung“ schildert eine Vision, wie sie nur ein Weib gehabt haben kann. Denn welchen Mann interessiert an Christus das, was er angehabt hat? Ist diese Vision aber authentisch, dann liefert sie einen vollgültigen Beweis für die Geistigkeit jener Kreise, die die Komödie von Konnersreuth für eine Offenbarung Gottes halten und eine arme Hysterikerin, der der malträtierte Unterleib samt seinen Menstruationserscheinungen in den Kopf gestiegen ist, für eine Heilige, während sie jeden indischen Fakir, der ähnliche Kunststücke vollbringt, für einen Scharlatan erklären. Welch feine, viel-, nein, allesagenden Beobachtungen! Maria konnte nicht wie Christus allein in die Höhe schweben, sondern mußte dabei von zwei Engeln gestützt werden! Thomas glaubte nicht gleich, denn wozu, bitt' Sie, hieße er denn sonst der „ungläubige“! Gehst denn nicht! Aber der Clou dieser Vision eines zum Gebrauch der Volksschulen herausgegebenen Bilds aus der biblischen Geschichte ist wohl die Feststellung, daß Maria in der Unterkleidung (denn die beiden Leinentücher blieben ja zurück) in den Himmel gefahren ist! Was werden die hirtensbrief-

schreibenden Bischöfe dazu sagen, die nicht müde werden zu behaupten, in der Unterkleidung könne man nur in die Hölle fahren? Einer, und zwar der, welcher den obigen Bericht für die „Schildwache“ zensuriert und approbiert hat, hat das Ungeheuerliche einer solchen Vision gegen den guten Ton und die Sittlichkeit ja schon erkannt und dort, wo ich oben durch Gedankenstriche angedeutet habe, daß Gedanken vorhanden sind, also von dem Gedankenlosen etwas ausgelassen sei, folgenden Satz eingeschaltet.

Verwundert fragte Therese, wo nur Maria ihre ganze Montur hergehabt habe, denn zur Bestattung war sie in ihrer Unterkleidung in Leichentücher gehüllt worden, welche im Grabe zurückgeblieben waren.

Ich hoffe, nicht zu kühn zu sein, wenn ich diesen Satz mit dem biblischen Wort für Schwindel, also als „apokryph“ bezeichne. Er ist offenbar erst hinterher aus Schickslichkeitsgründen von männlicher Hand eingefügt worden. Denn das Wort „Montur“ ist ein absolut unweibliches. Und dann: Wen hat denn eigentlich Therese gefragt, „wo nur Maria ihre ganze Montur hergehabt habe“? Das Plusquamperfektum deutet darauf hin, daß sie diese Frage nicht, wie man annehmen müßte, während der Vision an Maria gestellt hat (denn dann müßte sie lauten: „Verwundert fragte Therese, wo nur Maria ihre ganze Montur herhabe“), sondern daß diese Frage erst nach der Vision von Dem gestellt worden ist, der sittlich davon überzeugt ist, daß Maria unbedingt eine ganze Montur angehabt haben müsse. Die feschen Linzerinnen dürfen sich durch einen solchen, in kirchlichen Kreisen alltäglichen Versuch, Tatsachen einer Vision mit dem „Geist“ der biblischen Geschichte in Einklang zu bringen, nicht abschrecken lassen. Sie haben jetzt unbedingt das Recht, am nächsten Sonntag in der Unterkleidung im Linzer Dom zu erscheinen, der sich an Heiligkeit ja gewiß nicht mit dem Himmel messen kann. Und Gföllner muß ihnen in demselben Gewand, das

er zu Ostern bei der Auferstehung trug, begleitet von einer Schar freudig jublierender oberösterreichischer Mesner bis zur Kirchentüre entgegenkommen, sie in Empfang nehmen und mit ihnen unter den herrlichsten Gesängen und der wunderbarsten Musik in einer Weihrauchwolke im Kircheninneren verschwinden.



Ich versuche mich als Märchenerzähler

Vor einigen Wochen erschien in der Grazer Tagespost folgende Notiz:

Steirische Jagdausstellung. Im Rahmen der „Steirischen Landesausstellung für Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Gartenbau“ findet auch eine Jagdausstellung statt (30. September bis 7. Oktober). Ein Werk im Dienste der Heimatliebe und Heimatbekenntnis, das aber auch jedem Nichtsteirer Interesse abringt. Wird es doch in Graz das erstmal versucht, die überwältigende Bedeutung der Jagd einem Ausstellungspublikum klarzumachen. Es wird durch eine Reihe farbenprächtiger Plakate, das Werk eines bekannten Grazer Künstlers, in originell modern-künstlerischer Weise dem Beschauer eingehämmert, daß die Jagd für die steirische Volkswirtschaft dasselbe bedeutet wie die Milchwirtschaft, das Tabakmonopol für den Bund. Dabei wird nicht öde Statistik in den bis zum Überdruß bekannten „Säulentabellen“ geboten werden. Daß eine Jagdausstellung dem Jäger etwas Besonderes bringen muß, ist selbstverständlich. Deshalb ist auch eine ganz besondere Trophäenschau damit verbunden. Nur bereits erstklassig prämierte oder alte historische Trophäen werden davon Zeugnis ablegen, was Steiermark jagdlich bedeutet und wie es wieder werden soll.

Dieser Salbader, der Kunde davon gibt, was heutzutage alles bei der „Heimatliebe“ in Dienst geht und in „künstlerischer Weise“ dem Beschauer, der über die steirische Volkswirtschaft das Maul aufreißt, „eingehämmert“ wird, brachte den Grazer Schriftsteller Heinz Nonveiller auf die gute Idee, die Messebesucher für den Entgang an „Säulentabellen“ durch ein Flugblatt zu entschädigen, das äußerlich wie eine Zeitung aussah und neben dem verlockenden Titel „Die Jagd“ im Titelkopf auch noch das Bild des Hirschen mit dem Kreuz zwischen dem Geweih zeigte. Ich lieferte zu diesem Flugblatt für die Erwachsenen, die nicht imstande sind, den Kindervers

Quäle nie ein Tier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz

zu dem Verse

Quäle nie aus Volkswirtschaft ein Tier.
Zum Beweis von Heimatliebe
Ruft man „Heil!“ und trinkt man Bier!

auszubauen und zu vertiefen, folgendes Märchen:

Heiliger Hubertus, bitt' für uns!

Weidmannsheil, geehrter Besucher der Jagdausstellung! Denken Sie sich, was mir passiert ist: mir hat geträumt, ich sei dazu verurteilt worden, die Jagdausstellung zu besuchen! Und zwar von einem Gerichtshof von Tieren! Haben Sie so etwas schon einmal gehört? Nicht? Na, dann lassen Sie sich's erzählen.

Ich ging also im Traum durch einen großen, dunklen Wald. Ich hatte die Absicht, koste es was es wolle, endlich einmal jene sogenannten „nährischen Schwammerln“ zu finden, die die meisten Menschen heutzutage gegessen zu haben scheinen. Ich wollte sie zu meinem Freund, der Chemiker ist, ins Laboratorium bringen und sie einmal untersuchen lassen. Vielleicht könnte man in ihnen endlich den Dummheitsbazillus entdecken, von dessen Existenz ich überzeugt bin. Die Dummheit kann

nur eine ansteckende Krankheit sein, die sich durch Bazillen verbreitet. Macht einer eine Dummheit, macht sie der andere sofort auch. Er braucht nur in der Zeitung davon zu lesen. Denn es ist die besondere Eigentümlichkeit des Dummheitsbazillus, daß er nicht nur von Menschen zu Menschen, sondern vor allem durch die Presse vom Schreiber auf den Leser übertragen wird. Haben Sie das noch nicht bemerkt? Passen Sie nur auf: sobald Sie Das, was ich da schreibe, gelesen haben werden, werden Sie bemerken, daß Sie ebenso dumm geworden sind wie ich.

Doch zur Sache! Ich ging also durch den Wald und suchte närrische Schwammerln. Und fand keine. Ich ging immer tiefer in den Wald und es wurde immer später und dunkler. Ich wollte nachhause und fand den Weg nicht mehr; es war stockfinster. Ich blieb stehen und überlegte. Da raschelte es plötzlich rings um mich her im Laube, ich fühlte mich von zahlreichen unsichtbaren Armen gepackt, gefesselt und fortgeschleppt. Ich konnte nichts dagegen machen.

Man brachte mich auf eine Waldwiese, die von dem sanften Lichte, das viele, viele seltsame, weiße Blumen auszustrahlen schienen, notdürftig erhellt war. Die Wiese wimmelte, wie ich gerade noch erkennen konnte, von zahllosen Gestalten. Es waren die sogenannten „jagdbaren“ Tiere des Waldes. Sie formierten sich, schlossen einen Kreis um mich und wählten einen Gerichtshof, vor den ich als Angeklagter gestellt wurde. Sie fragten mich gar nicht, ob ich diesen Gerichtshof auch anerkenne, sie bewiesen mir auch nicht, daß sie befähigt seien, über mich zu richten, nein, sie machten es einfach wie die Menschen. Sie wendeten Gewalt an und nannten es großartig „das Recht“. Sie sehen daraus, geehrter Besucher der Jagdausstellung, daß die Tiere schon viel von den Menschen gelernt haben. Kann man es ihnen verübeln, daß es die Viechereien sind, die sie zuerst lernen? Gewiß nicht, denn das liegt ja in der

Natur der Sache. Und die Dummheit ist ansteckend, wie Sie wissen.

Ich kann hier nicht alles, was ich erlebte, erzählen. Ich verteidigte mich so, daß der beste Advokat den Herrn Wutte nicht besser verteidigen kann. Es half mir nichts. Ich behauptete, ich hätte bloß den Dummheitsbazillus sehen wollen. „Den Dummheitsbazillus?“ fragten die Richter. „Den kannst du auch anderswo finden“, meinten sie. Und sie verurteilten mich zum Besuche der Jagdausstellung in Graz.

Ich mußte im Traume insgeheim lachen. Zum Besuch der Jagdausstellung verurteilte man mich! Ja, ist denn das eine Strafe? Ich hatte zwar noch nie eine Jagdausstellung besucht, aber immerhin hatte ich doch eine gewisse Vorstellung von einer Jagdausstellung. Und diese Vorstellung war durchaus nicht die Vorstellung von etwas Gefährlichem und Schmerzlichem. Aber wie sich hinterher dann herausstellte, war meine Vorstellung total falsch. Sie werden es gleich sehen.

Sie wissen gewiß noch aus der Schule, daß der Mensch nicht als der Erbauer von Flugzeugen und Automobilen auf die Welt gekommen ist und daß er es erst im Verlaufe der Jahrtausende so herrlich weit gebracht hat, eine gesellschaftliche Ordnung ins Leben zu rufen, in der es durchaus möglich ist, daß beinahe nebeneinander der eine am Zuviefressen und der andere am Hunger stirbt. Solch ein Ideal war aber nicht im Handumdrehen zu verwirklichen. Der Mensch mußte verschiedene Kulturstufen durchlaufen, um endlich — und zwar in der heutigen Zeit — zur Stufe der Unkultur vorzudringen. Auf der ersten, tiefsten Stufe der Kultur — so erzählte uns der Lehrer einst in der Geschichtsstunde — waren die Menschen Jäger, auf der zweiten Stufe wurden sie Hirten, auf der dritten Stufe Ackerbauer; sie wurden seßhaft, gründeten — weil ihnen absolut nichts Gescheiteres einfiel — Staaten und da es ihnen zu gut ging, erfanden sie den Beruf des Steuerbeamten. Der Weg

zum Fortschritt stand damit offen. Doch uns interessieren hier nicht diese späteren Kulturstufen. Wir befinden uns auf einer Jagdausstellung, also interessiert uns nur die erste und tiefste Stufe, die die Menschheit je eingenommen hat, die Stufe der Jagd und Fischerei.

Und sehen Sie, geehrter Besucher der Jagdausstellung, dies war meine Vorstellung von einer solchen Ausstellung: Ich glaubte, ich würde in ihr alle möglichen Gegenstände aus der Steinzeit ausgestellt sehen, aus der Zeit, in der die Menschen noch Wilde waren, in undurchdringlichen Wäldern hausten, nichts zu essen hatten und von wilden Tieren bedroht waren, die die Menschen aufessen wollten. Ich glaubte, ich würde auf einer solchen Ausstellung Dokumente jener, Gott sei Dank, längst vergangenen Zeit vorfinden, in der das Fressen oder Gefressenwerden Gesetz war, in der die Jagd einen Sinn hatte, in der das Morden geboten war, weil man sonst selber umgebracht wurde. Ich bildete mir ein, auf einer solchen Ausstellung eine oder die andere jener Steinäxte, einen oder den anderen jener Spieße mit einer Knochenspitze sehen zu können, mit denen die damaligen wilden Menschen dem Höhlenbären, dem Auerochsen und dem Mammut zu einem Kampf auf Leben und Tod gegenübertraten, und ich freute mich schon, als ich von den Tieren zum Besuch der Jagdausstellung verurteilt wurde, diese furchtbare und romantische Zeit, in der auch der Mensch ein wildes Tier war, im Geiste noch einmal durchleben und daneben freudig empfinden zu können, was es heißt, ein zivilisierter Europäer zu sein, der sich nach Coué jederzeit einbilden kann, es ginge ihm gut.

Ach, wie wurde ich enttäuscht! Ich kam zur Jagdausstellung nach Graz und fand in ihr trotz eifrigem Suchen nicht den geringsten Gegenstand aus der Steinzeit. Nein, alle die ausgestellten sogenannten „Jagdtrophäen“ stammten aus der Gegenwart und bewiesen mir, daß es auch heute noch eine Klasse von Menschen

gibt, die auf dem Kulturniveau der Steinzeit stehen geblieben sind und sich noch etwas darauf einbilden — die Jäger. Aber bei näherem Zusehen entdeckte ich doch gewaltige Unterschiede, wie es ja auch gar nicht anders möglich ist. Denn da es ausgemacht ist, daß wir uns heute auf keiner Kulturstufe mehr befinden, sondern, wie schon oben bemerkt, auf der Stufe der allgemeinen Unkultur, so ist es auch ausgeschlossen, daß sich die Jäger auf der Kulturstufe der Steinzeit befinden. Nein, sie müssen sich mit Notwendigkeit auf einer noch viel tieferen als der tiefsten Stufe befinden. Denn während die Menschen in der Steinzeit, die nichts zu essen hatten, vernünftig handelten, wenn sie sich auf die Jagd begaben, handeln die heutigen Menschen, die auch ohne Jagd genug zu essen hätten, unvernünftig. Während die Menschen der Steinzeit Mut bewiesen, wenn sie mit Knochenspießen auf Auerochsen losgingen, beweisen die heutigen Jäger bloß, daß sie Auerochsen sind, wenn sie mit einem zehnfach geladenen Repetiergewehr einem Hasen zum Zweikampf gegenüber treten und sich schließlich auf ihren Sieg noch etwas einbilden. Während die damaligen Menschen das Recht hatten zu töten, haben die heutigen Jäger dieses Recht nicht mehr. Sie töten zum Vergnügen Tiere, die sich nicht wehren können, sie lachen über die Wilden, die sich Adlerfedern ins Haar stecken, und stecken sich die Federn, die den Hahn geziert haben, als er auf dem Misthaufen krächte, auf die Hüte und behaupten, das seien Schildhahnfedern, sie fühlen sich erhaben über die Neger, die Ketten aus Panther- und Löwenzähnen um den Hals tragen, und tragen die Zähne von Hirschen an den Uhrketten. Während die Menschen der Steinzeit auf die Jagd gingen, um überhaupt etwas zum Verdauen zu haben, gehen die meisten Jäger der heutigen Zeit auf die Jagd, um Bewegung zu machen und besser verdauen zu können.

Sie werden, sehr geehrter Besucher der Jagdausstellung, meine Enttäuschung verstehen. Aber auch die

Art der ausgestellten Gegenstände, die auf die Jagd Bezug haben, konnte mich durchaus nicht befriedigen. Zu vieles fehlte. Wie gerne hätte ich zum Beispiel das Bild eines Jägers gesehen, der einem angeschossenen Rebhuhn den Hals umdreht oder einem Reh mit zerschmettertem Fuße den Genickfang gibt mit seinem Dolche! Wie gerne hätte ich es Ihnen vergönnt, auf der Ausstellung einen Jäger zu sehen, der ein totes Reh ausweidet und damit beweist, daß die Jägerei nichts weiter ist als ein Freiluftbetrieb der Fleischhauerei! Aber leider: diese geheimen Reize des „edlen“ Weidwerks müssen aus einem unerklärlichen Grunde geheimgehalten werden und sind noch nie einem Publikum von Laien vorgeführt worden, das schon soviel vom Idealismus der Jäger gehört hat und mit seiner Begierde, ihn kennenzulernen, lediglich auf Zeitungsnachrichten angewiesen ist, wie zum Beispiel auf diese, die ich erst vor einigen Tagen in der Grazer Tagespost gefunden habe:

Seltenes Jagdglück. Aus Voitsberg, 20. September, berichtet man uns: Lederfabrikant Pirker hat vorgestern früh einen Nachtreiher vom First seines auf dem Hauptplatz gelegenen Hauses heruntergeschossen. Der hier seltene Vogel, der sich wahrscheinlich auf dem Durchzug befand, dürfte ermüdet zurückgeblieben sein.

Das kommt davon, wenn ein Lederfabrikant in seiner Liebe zum Tier, die sich die idealgesinnten Jäger selber immer nachrühmen, die versauten Gewohnheiten der Steinzeit annimmt und wenn ein seltener Vogel ermüdet zurückgeblieben ist.

Für das Fehlen so vieler ausstellungswürdiger Begleiterscheinungen der Jagd wurde ich aber reichlich durch ein Gespräch entschädigt, das zwei Ausstellungsbesucher miteinander führten und das ich belauschen konnte.

„Sagns amol, Herr Nachbar“, fragte der eine, „was is denn dös für a Jager auf dem Bild dortn mitn Hirsch, der a Kreuz aufm Kopf hat?“

„Was, dös wissens net? Dös is ja der heilige Hubertus, der Schutzpatron von die Jager!“

„Ja — aber — 'ntschuldign scho, warum war denn dös a Heiliger?“

„Was, dös wissens a net? Weil er eben von dem Augenblick an, in dem er den Hirsch mit dem Kreuz zwischen dem Gweih gsegn hat, nimmer auf die Jagd gangen is.“

„Ja — aber — 'ntschuldign scho, warum is er denn nacher der Schutzpatron von die Leut, die no immer auf die Jagd gehn?“

„Sö san a Esel!“ sagte der andere und wandte sich weg. Und sehen Sie, geehrter Besucher der Jagdausstellung, so erkannte ich, daß die Tiere, die mich verurteilt hatten, Recht gehabt hatten, als sie behaupteten, der Dummheitsbazillus sei auch auf der Jagdausstellung vorhanden.

*

Der Effekt dieses Flugblattes war folgender:

Der unschuldige Kolporteur, der das Wagnis unternommen hatte, es den Besuchern der Jagdausstellung darzubieten, wurde von der Behörde, die die Ordnung durch die Verteidigung der Wirtschaft schützt, aus dem Messengelände hinausgeworfen.

DAS NEBELHORN

ist in Graz in der Buchhandlung Donner & Truppe, Stubenberggasse 7, und bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten erhältlich; in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44. Generalauslieferung für Österreich: Goethe-Buchhandlung (Paul Sonnenfeld) Wien IX., Liechtensteinstraße 16.



BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich:

24 Nummern	Schilling 12.—
12 Nummern	„ 6.50
6 Nummern	„ 3.50

Für Deutschland:

24 Nummern	Mark 9.—
12 Nummern	„ 5.—

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern	Schw. Fr. 14.—
12 Nummern	„ „ 7.—

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Jakominigasse 38, zu richten; Zahlungen aus Österreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung an den Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich. Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz.
Druck: Ludwigh Kunath, Graz, Jakominigasse Nr. 38.